

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es kostete Mühe, Bernd zu bereeden, sich dem Dntel vorzustellen. Es war der erste Mann, dem er gegenbertreten sollte seit jenen schredlichen Tagen im osener Gerichtsfaal. — Aber schon die Art, wie Brömm-ler ihm ent-gegenkam, die Herzlich-keit, mit der er nun die schlaff herabhängende Hand Bernd's schüttelte, gaben ihm Zutrauen zu dem alten Herrn.

„Na, Junge, du weißt wohl wenig von mir“, sagte Baron Brömm-ler in seiner etwas polternden Art, hinter der sich sein gutes Herz versteckte. Seine grauen Augen prüften das Ge-sicht Bernd's.

„Nein, so sieht keiner aus, der eine Schuld auf dem Gewissen hat“, sagte Brömm-ler halb-laut. „Junge, aud nicht so trübselig drein, halte den Kopf steif, Rückgrat mußt du haben!“

Bernd lächelte traurig.

„Höre, ich erfahre da durch deine Mutter, daß du daran denkst, fortzu-gehen, nach Afrika, in die Kolonien. Ist alles Unsinn! Bleibe hier; ich will dir was sagen.“

„Hier, wo ich doch ein Brandmal mit mir trage!“ rief Bernd.

„Still! Nun horche! Habe da an der äußer-ten Spitze Süpreußens, an der turischen Grenze ein Gut gekauft, brau-che einen zuverlässigen Menschen, der den Kerls auf die Finger sieht; kommt vieles Gesindel über die Grenze. Das Gut heißt Willstehmen und besteht aus dem großen Hof und Vorwerk Isenruh. Habe es umgetauft auf Wunsch meiner Tochter, die mich tyrannisiert. Dies Vorwerk braucht einen Pächter. Willst du es werden, Junge?“

Bernd war so überrascht, daß er nicht gleich antworten konnte. „Schöne Jagd hättest du auch. Der Wald ist prächtig, er liegt zwischen Willstehmen und dem Vorwerk. Du hättest doch früher Lust zur Landwirtschaft, in Isenruh findest du Arbeit. Es ist ziemlich verwahrlost. Der frühere Besitzer hat alles den Leuten überlassen und kam nur einige Wochen im Herbst hin, um dem Wild den Garau zu machen. Mußt das Gut ver-kaufen, da habe ich es denn jetzt. Nun überlege dir meinen Vor-schlag; morgen hole ich mir die Antwort.“

Brömm-ler verabschie-dete sich von Frau von Stetten und Bernd, der wie fassungslos da stand.

Im Vorzimmer öffne-te Margarete eben mit dem Schneyver die Tür.

„Meine Tochter“, sag-te nun die Mutter.

„Donnerwetter!“ rief Brömm-ler in seiner ur-wüchsligen Art.

Dann aber flüsterte er Bernd halblaut zu: „Famofes Mädel, deine Schwester!“

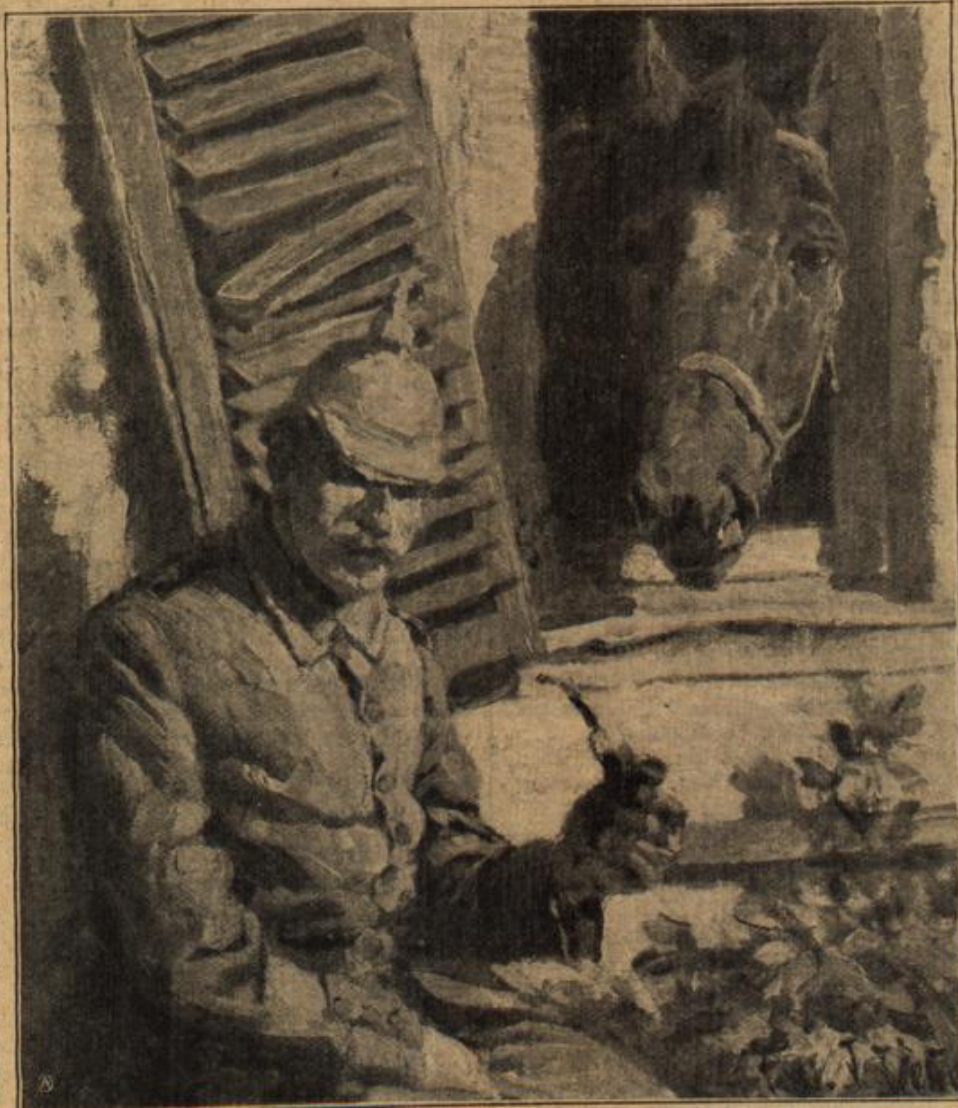
Er drückte kräftig die schmale Mädchenhand, dann polterte er die steile Treppe hinunter.

„Hat mir gefallen, der Junge“, dachte er. „Hat ein Paar ehrliche Augen im Kopfe, und wenn er sich auf dem Lande erholt, wird er tüchtig zugreifen.“ —

Bernd war den gan-zen Tag still und nach-denklich. Die Seinigen ehrten sein Schweigen und belästigten ihn nicht mit Fragen über das, was er zu tun gedente.

Am Abend machte er zur gewohnten Stunde seinen einsamen Spa-ziergang. Das Anerbie-ten des Dntels lodte ihn. Brömm-ler hatte ihm in seiner kernigen Art ge-fallen. Ein Arbeitsfeld bot sich da dem jungen Manne in der Heimat:

er fühlte, wie er sie liebte. In jener, dem bunten Treiben der Welt entlegenen Gegend konnte er ein neues Leben anfangen. Immer tiefer neigte sich die Wage zur Annahme der Stelle in Willstehmen.



Montag. Nach einem Gemälde von Fritz v. d. Penne.

"Mutter," sagte er, als Frau von Stetten, wie sie es jeden Tag tat, in sein Zimmer kam, um ihm gute Nacht zu sagen, "ich werde Onkel Hugos Vorschlag annehmen."

"Wirklich, mein Junge? Ich wagte es kaum zu hoffen!" rief Frau von Stetten erfreut. "Der Gedanke, dich so weit zu wissen, fiel mir sehr schwer; aber wird es dir nicht zu einsam sein?"

"Nein, gerade das lockt mich, Mütterchen; ich glaube, wenn ich erst tüchtig schaffen kann, wieder ruhiger zu werden."

"So segne Gott deinen Entschluß, mein Kind."

Sie umarmten sich, und dann ging Bernd zu Bett. Er schlief tief und traumlos und erwachte am nächsten Morgen mit hellen Augen und einem Gefühl, daß ihm leichter ums Herz war. Um elf Uhr war Brömmmler schon da.

"Na, Junge, was hast du beschloffen?" fragte er kurz.

"Ich nehme an", versetzte Bernd.

"Das ist recht von dir."

Sie schüttelten sich die Hände; dann sagte Bernd:

"Ich muß dir nur sagen, daß ich wenig von der Landwirtschaft verstehe, Lust und Liebe habe ich immer dazu gehabt."

"Das ist die Hauptsache; dann wird es schon gehen. Du hast in dem alten Jochen Sinnweitis eine tüchtige Hilfe; er wird dich gern unterweisen und ist ein ehrlicher Kerl, auf den du dich verlassen kannst. — Nun wollen wir das Geschäftliche abmachen. Ich muß heute Abend wieder abreisen, meine beiden Damen können nicht lange ohne den alten Brömmmler leben."

Sie besprachen das Nähere. Die Pacht des Vorwerks war niedrig, außerdem sollte Bernd ein Extragehalt für seine Bemühungen in Willehmen erhalten. Als er dem Onkel danken wollte, sagte der Alte ziemlich vorzig:

"Ich kann es nicht leiden, wenn man mir dankt, Junge. Du tußt mir einen Gefallen, wenn du hingehst."

Bernd schwieg; auch seine Mutter wagte kein Wort des Danks, nur der schimmernde Blick ihrer Augen verriet, was sie fühlte.

"Hast doch noch immer denselben Ausdrud wie als junges Mädel", sagte Brömmmler, als er und Frau von Stetten allein blieben. "Du weißt wohl nicht, daß ich als junger Dachs sterblich in dich verliebt war?"

Frau von Stetten erröte trotz ihrer grauen Haare.

"Na, ich habe ja später auch eine gute Frau an der Emma bekommen. Nur war es schade, daß unser Söhnchen starb, habe nur die eine, unsere Mse."

Brömmmler schien sich sehr wohl in dem bescheidenen Hause seiner Cousine zu fühlen. Er nahm ihre Einladung zu dem einfachen Mittagessen an, machte auch Hildes Bekanntschaft und scherzte und lachte mit ihr und Margarete.

"Die gleicht dir", flüsterle er Frida zu; sie hatten unbemerkt das trauliche "Du" ihrer Jugendzeit wieder angenommen.

Nach Ostern sollte Bernd seine Stelle antreten. Er erfuhr noch mancherlei. Jsenruh lag sehr hübsch, dicht am Waldestrand, in der Nähe des russischen Passs; Remel war die nächste Stadt, der Badeort Schwarzort auch nicht weit entfernt. Ein kleines, nettes Häuschen und großer Garten waren auf Jsenruh; freilich sollte letzterer ziemlich verwahrlost sein. Auch einige Güter waren in der Gegend, nahe der russischen Grenze.

"Du kannst im Pfarrhause von Willehmen liebenswürdige Menschen auffuchen", schloß Brömmmler.

Aber Bernd's Stirn flog ein Schatten.

Gerade die Menschen floh er, sie, die so hart verurteilen, aber er sagte nichts und blickte stumm zu Boden.

Gleich nach dem Essen verabschiedete sich Brömmmler. Dörtchen und Frau von Stetten bekamen jede einen ritterlichen Handkuß, Bernd einen kräftigen Drud der großen Hand Onkel Hugos, Margarete und Hilde umarmte und küßte er ungeniert.

"Auf Wiedersehen!" rief Brömmmler noch im Hinausgehen.

Er hatte sie alle nach Willehmen eingeladen, wenn er mit Frau und Tochter einmal hinkommen sollte.

"So, das wäre abgemacht", dachte Brömmmler zufrieden, als er abends im Abteil erster Klasse des Luxuszuges gen Süden abdampfte. Behaglich lehnte er sich in die weichen Polster und rauchte seine Habannazigarre.

"Weiß Gott", dachte er, "es ist doch etwas Eigenes um die Heimatluft. Wenn man sie wieder geatmet hat, sehnt man sich nach ihr in der Fremde. Na, ich denke, wir kehren in absehbarer Zeit nach Deutschland zurück, die Mse muß dort heiraten."

Ostern fiel dieses Jahr frühzeitig, auf Mitte März. Bernd's Abreise nahte. Seitdem Brömmmler abgereist war, kämpfte Frau von Stetten mit einem Entschluß, der immer festere Gestalt gewann. Es schien ihr Pflicht, ihren Sohn nicht allein fortziehen zu lassen; er sollte eine behagliche Häuslichkeit finden, wenn er von seiner Arbeit heimkehrte. Jsenruh besaß keine Möbel; es stand leer, seit der Bächter fortgegangen war.

Sie besprach sich zuerst mit Tante Dörtchen und bat sie, zu den Nichten überzusiedeln und Mutterstelle an ihnen zu vertreten. Das alte Fräulein war gern dazu bereit. Hier galt es wieder helfend einzuspringen, was sie ihr ganzes Leben getan.

Eines Tages teilte Frau von Stetten ihren Kindern ihren Plan mit. Bernd wollte zuerst nicht darauf eingehen und die Schwestern der Mutter berauben, aber man merkte es ihm an, wie lieb es ihm war, daß Frau von Stetten zu ihm ziehen wollte. Margarete und Hilde stimmten bei, so schwer es ihnen wurde.

"Bernd hat die Mutter am nötigsten", sagte Margarete, "es wird uns ein beruhigender Gedanke sein, dich bei ihm zu wissen, Mutterling."

"Wenn du heiratest, kann sie ja zu uns zurückkommen", meinte Hilde.

Bernd stand auf und trat an das Fenster. Er fühlte die alte Wunde brennen bei den Worten der Schwester; er wußte, daß sein Leben einsam bleiben mußte. Konnte er doch an keine Ehe denken, bevor der Schleier nicht gelüftet, der sein Dasein verhüllte. Durfte er, der Gezeichnete, doch nie an ein häusliches Glück denken! Welches Mädchen würde den besleckten Namen tragen wollen und dem Mann angehören, den ein so hartes Schicksal betroffen hatte.

"Hilde, das hättest du nicht sagen sollen", tadelte Margarete. Die Kleine sah es ein und schwieg bestürzt.

Anfang März stand die Verlobung Hans von Streblins mit Fräulein Meta Gersner in den Zeitungen. Ruhigen Herzens las Margarete sie.

"Wöchte er glücklich werden!" dachte sie.

Zweimal waren sie sich begegnet: zuerst unter den Linden, dann in einem Geschäft. Streblin hatte gegrüßt und ein stolzes Nicken des dunklen Mädchentopfes erhalten.

Er wurde von seiner neuen Familie sehr verwöhnt. Gersner war nicht wenig stolz auf seinen zukünftigen Schwiegersohn. Er verlangte, daß Hans und Meta in der Nähe leben sollten, und ging gern auf Streblins langgehegten Wunsch, in ein Garderegiment einzutreten, ein. Da bei den gelben Wanen in Potsdam gerade eine Vakanz war, trug Streblin fortan die fleidame Uniform dieses Regiments. Gersner kaufte ihm zwei schöne Reitpferde, und eine reizende Villa wurde für das junge Paar eingerichtet.

Fräulein Meta Gersner schwamm in Seligkeit. Sie hatte erreicht, wonach sie gestrebt: ein Mann von altem Adel war ihr Bräutigam, ein Offizier der Garde. Wie würden die Freundinnen sie beneiden! Die Ausstattung wurde bestellt, und da das Geld dabei keine Rolle spielte, fiel sie dementsprechend glänzend aus. Meta war aber wirklich in die stattliche Erscheinung Streblins verliebt; sie überhäufte ihn mit Liebtosungen und zärtlichen Namen. Er ließ es gern geschehen; er war der empfangende, sie der gebende Teil. Ihre äppige Gestalt, ihr feuriges Temperament weckten in ihm ein Gefühl, das so grundverschieden von der echten, treuen Liebe ist. Seine Eitelkeit war befriedigt, durch den Reichtum seiner Braut winkte ihm eine glänzende Lebensstellung. Nur selten noch tauchte in seiner Erinnerung das ernste, schöne Gesicht, die vornehme Erscheinung Margareten's auf.

"Ja", dachte Streblin seufzend, "warum konnte Margarete nicht reich sein, dann wäre es doch schöner gewesen."

Ein Möbelswagen stand vor der Tür des Hauses in der Dorotheenstraße; es sah recht ungemütlich in den Zimmern bei Stettens aus. Bernd war schon vorangereist, um die Sachen in Empfang zu nehmen; seine Mutter wollte in einigen Tagen folgen. Vorher wünschte sie noch das Heim ihrer Töchter und Schwester einzurichten. Trina begleitete ihre Herrin nach Jsenruh; die alte Getreue konnte sich nicht von ihr trennen, der sie lange Jahre gedient hatte.

Am Abend des letzten Tages saßen die vier Damen noch einmal zusammen; der Abschied nahte, und sie fühlten, wie schwer er ihnen fiel. Mit Tante Dörtchen's Möbeln und einigen Stücken vom Haushalt ihrer Schwester waren die Zimmer recht wohnlich eingerichtet worden.

"Ihr kommt, sobald ihr Ferien habt, zu uns", tröstete Frau von Stetten die weinende Hilde, die sich an die Brust der Mutter schmiegte.

Margarete überwand sich. Sie saß an der anderen Seite auf dem Sofa und hielt die Hand der Mutter. Auch der Älteren ward weh ums Herz, aber Margarete war ein in sich gefestigter Mensch und verstand es, sich zu beherrschen.

Wie jeden Abend kam die Mutter noch zu ihren Töchtern, als sie im Bett lagen; sie küßte und segnete sie. Fest hielten sie sich umfassen in inniger Liebe.

Etwa vierzehn Tage nach der Abreise Frau von Stettens ging Margarete um die dritte Nachmittagsstunde in ihr Bureau.

Sie hatte die Straßenbahn benutzt und stieg in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche aus, um den Rest des Weges zu Fuß zu gehen. Es lag schon wie frühzeitige Frühlingsahnung in der Luft, die lind und von Sonne durchwärmt war. Eine Blumenverkäuferin stand an der Ecke; Margarete kaufte ein Weichensträußchen und befestigte es in dem Knopfloch ihrer schwarzen Jacke. Vor der Kirche drängten sich elegante Wagen, und neugierig gaffende Menschen umstanden sie. Es mußte wohl eine Hochzeit sein. Jetzt erklangen die ehernen Stimmen der Glocken. Unwillkürlich blieb Margarete stehen und sah auf die gepulsten Menschen, die die Kirche verließen. Meta Gerstner im Schleier und Brautkleid trat am Arm Hans von Streblins aus dem Kirchenportal. Hans trug seine neue, schöne Galaniform, seine junge Frau prangte in ihrer kostbaren Toilette. Ihr rotes Haar leuchtete förmlich in der Sonne. Die Wagentür schloß sich hinter ihnen. Die Hochzeitsgesellschaft fuhr in den Kaiserhof, wo das festliche Mahl abgehalten werden sollte.

Margarete dachte wieder: „Möchte Hans glücklich werden!“

Kein Bedauern regte sich in ihr, daß sie nicht an Stelle Metas war. Die Vergangenheit war abgetan, das Jetzt mit seiner Arbeit füllte sie aus. Sie hatte gerade in dieser Zeit viel zu erledigen.

Der Chef dieser Margarete in sein Kontor, um etwas Geschäftliches mit ihr zu besprechen. Der wohlwollende Mann schätzte ihr Streben und bewertete ihre Leistungen nach Gebühr. Sie wollte sich eben entfernen, da klopfte es, und der Diener trat ein.

„Was gib't's, Heinrich?“ fragte Herr Werner.

„Sanitätsrat von Wengern möchte Sie sprechen“, meldete der Diener.

„Bitten Sie, einzutreten.“

In der Tür begegnete Margarete einem großen, blonden Mann. Dieser verbeugte sich leicht und wollte ihr Platz machen; da rief Werner sie noch einmal zurück.

„Entschuldigen, Herr Baron“, sagte Margaretes Chef, „einen Moment, ich habe vergessen, der jungen Dame etwas zu sagen.“

Wengern trat an das Fenster und wartete. Seine Blicke lagen auf der hohen, in Trauer gekleideten Mädchengestalt. Werner sprach halblaut mit seiner Angestellten.

„Ich darf wohl die Herrschaften bekannt machen“, sagte er dann mit der ihm eigenen Höflichkeit: „Baronesse von Stetten — Herr Sanitätsrat Baron von Wengern.“

Margarete hob den Kopf. Zwei mächtige blaue Augen unter blondem, vollem Haar ruhten eine Sekunde in den ihren. Dann verneigte sie sich leicht und verließ das Kontor.

Das also war der berühmte Augenarzt, von dem man sich fast Unbegreifliches über seine Operationen erzählte, der Mann, der auch die schwierigsten Fälle mit günstigem Erfolg behandelte, der den Menschen das kostliche Gut, die Sehkraft, wiedergab. Er hatte vor zwei Jahren die Augenklinik des in den Ruhestand getretenen Professors Hemmerling übernommen und war früher Assistent des Herzogs Karl Theodor gewesen, des edlen Mannes, der einen hohen Titel führte und gleichwohl den Mitmenschen die hilfreiche, geschickte Hand lieh.

Der Sanitätsrat war mit der Familie Werner bekannt. Er hatte die Frau des Chefs während einer bösen Augenkrankheit behandelt. Heute führten Geschäfte ihn her; sie betrafen die Anlage einer größeren Geldsumme, und er wollte den Rat des erfahrenen Kaufmanns einholen.

Nachdem die Sache durchgesprochen, bot Werner dem von ihm geschätzten Arzt eine Zigarre an, und sie plauderten, behaglich in den Klubesseln zurückgelehnt.

„Wie kommt's, daß Baronesse von Stetten in Ihrem Bureau arbeitet?“ fragte Wengern, als eine Pause im Gespräch eintrat. Werner berichtete, soviel er über Margarete wußte, und lobte deren Fleiß und Tüchtigkeit.

„So, so“, sagte Wengern, den Vollbart streichend, „es ist anzuerkennen bei einem Mädchen ihres Standes.“ Er erhob und verabschiedete sich.

Als er durch das Bureau ging, wo Margarete an ihrem Pult saß, hob sie den Kopf nicht. Sie war zu vertieft in den englischen Brief, den sie im Auftrage ihres Chefs schrieb.

Erst auf dem Heimweg dachte sie wieder an die neue Bekanntschaft. Die kraftvolle, männliche Erscheinung des Arztes hatte ihr gefallen und sie sagte sich: „Das ist ein ganzer Mann und kein Schwächling.“

Daheim angekommen, fand sie einen Brief der Mutter vor. Dieser schrieb:

„Meine lieben Töchter und mein gutes Dörtchen!

Nun bin ich schon eingerichtet in meinem neuen Hause und habe endlich Zeit gefunden, Euch zu berichten, wie es bei uns aussieht. Bernd holte mich von Remel ab. Ich hatte meine stille Freude an ihm, als er in seinen hohen Stiefeln und der kurzen, grünlichen Zoppe vor mir stand. Sein Gesicht strahlte,

als er mich wieder sah und wir zusammen in dem offenen Wagen durch den Wald nach Isenruh fuhren. Immer wieder dankte er mir dafür, daß ich bei ihm hausen wollte. Der Weg führte über die Landstraße durch einige Dörfer. Noch lagen die Felder teilweise ungebaut, aber die frische Roggenjaat prangte grün, die Lerchen jubelten, und mein Junge saß neben mir. Er sieht schon frischer aus, die würzige Landluft bekommt ihm. Mit einer weit weniger müden, traurigen Stimme als früher erklärte er mir alles. Sollte ich da nicht Gott dankbar sein? Wir fuhren etwa eine Stunde, dann waren wir am Ziel. Vor uns lag Isenruh. Es ist ein nettes, weißgetünchtes Häuschen mit hohem Giebeldach und grünen Fensterläden. Der Wald schließt sich an den Garten. Er besteht aus schönem Nadelholz und einzelnen Prachteen.

Trina stand in einer weißen Schürze vor der Tür und sagte, mir die Hand reichend: „Na, gnädiges Fräulein, da sind Sie ja! Sie sollen sehen, wie hübsch wir alles eingerichtet haben.“

Ich trat durch einen hellen Vorplatz ein. Wirklich, es sah gemütlich und heimlich aus. Bernd hatte in der kurzen Zeit viel geleistet. Die alten lieben Möbel standen an der richtigen Stelle, die Vorhänge waren an den Fenstern, die Bilder hingen an den Wänden. Ich äußerte meine Freude. Da umfaßte mich mein Junge und küßte mich tüchtig ab.

„Nutting, du Liebe, du Einzige!“

Mehr brachte er nicht hervor.

„Nun komm, zeige mir das ganze Haus“, bat ich.

Isenruh besteht aus hellen, freundlichen Stuben, einer Küche und Speisekammer. Dann gibt es oben zwei nette Giebelzimmerchen mit der Aussicht auf das Gass, das ein Kilometer weit vom Hause liegt.

„Da sollen die Schwestern und Tante Dörtchen wohnen, wenn sie uns besuchen“, sagte Bernd. „Aber komm, Nutting, Trina hat den Kaffee ins Speisezimmer gebracht und dir zu Ehren frische Waffeln gebacken.“

Wir saßen uns gegenüber bei der ersten Mahlzeit in Isenruh. Sie mundete vortrefflich nach der langen Eisenbahnfahrt.

„Trina ist unersehrlich“, sagte Bernd, „sie hat alle meine Leiberichte gekocht und war betrübt, wenn ich ihrer Meinung nach nicht genug aß. Jetzt steht es damit besser: die Landluft, die viele Arbeit im Freien, die machen hungrig.“

Vor dem Speisezimmer liegt eine große gedeckte Veranda, die im Sommer von wildem Wein beschattet ist.

Ich habe mein Zimmer unten, Bernd schläft daneben und hat sein Schreibzimmer links vom Flur. Da steht Vaters großer Schreibtisch, sein Attenschrant, sein Sessel und sein Bild, das meine und Eures Bilder, meine lieben Mädels, hat Bernd auf das grüne Tuch des Sekretärs gestellt.

Es fing an zu dunkeln. Trina brachte eine Lampe herein, denn hier gibt es kein elektrisches Licht, keine Gasbeleuchtung wie in Berlin, aber es sitzt sich traulich bei der umschatteten Lampe. Bernd und ich saßen nebeneinander auf dem Sofa. Er hielt meine Hand, und ich fragte ihn nach seinem neuen Arbeitsfelde aus. Es ist keine leichte Aufgabe, die hier seiner wartet. Willkemen ist schlecht bewirtschaftet worden, und die früheren Angestellten haben ein Faulenzlerleben geführt. Bernd hat einige entlassen und neue Kräfte einstellen müssen.

In Isenruh sieht es etwas besser aus. Da hat ein ostpreussischer Pächter gewohnt, der das Borwerk eben erst verlassen hat. Der Garten scheint aber arg vernachlässigt zu sein. Nun, mit der Zeit wird es schon besser werden.

Doch nun gute Nacht, meine Lieben, die Augen fallen mir zu. Bernd's tiefe Atemzüge sagen mir, daß er fest schläft.

Gottlob — mein lieber Junge! Ich danke Gott dafür.

Morgen mehr von Eurer treuen Mutter und Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen kommen!

Skizze aus dem gegenwärtigen Kriege von H. Dreßler.

(Nachdruck verboten.)

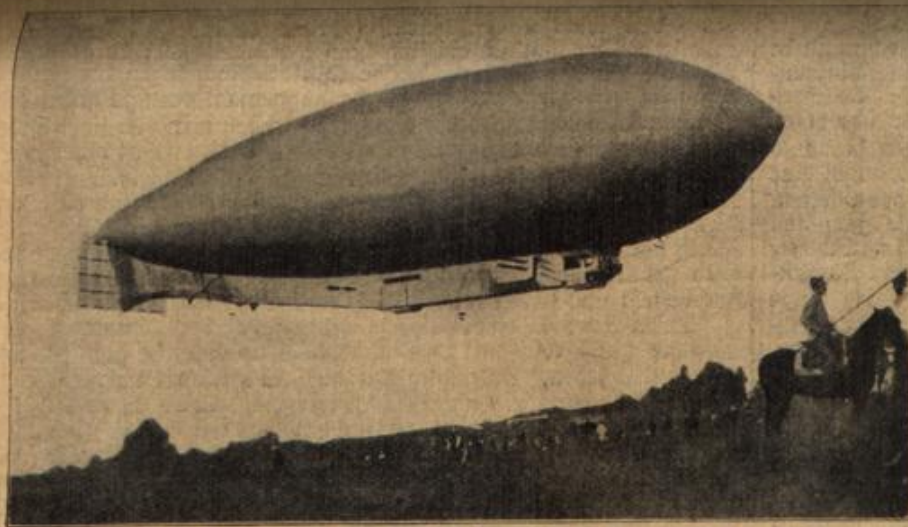
Auf dem Turme mußte der Türmer mehrmals mit einem Hammer wie verrückt auf die große Glode geschlagen haben. Das gab einen aufreizenden, schrillen Schrei, nicht das volltönende tiefe Brausen, das der bronzene Koloss sonst in die Stadt hinunterläßt.

Da schob der Bürger Irlandier seine Frau, die schon den Kopf aus dem Fenster reckte, zur Seite und sagte rauh:

„Das ist nichts für euch Weiber! Geh' du zur Küche und besorge mir einen Trunk Wein!“

Das Weib schüttelte den Kopf und fragte erschrocken: „Kommen sie schon, die Deutschen?“

„Geh' jetzt!“ herrschte er sie an, „und schaffe, was ich dir geheiß!“



Citta di Milano, ein italienisches Luftschiff des halbstarren Systems.

Sie drückte sich eingeschüchtert zur Türe hinaus. Tirländier riß das Fenster auf und schaute hinaus. Das Gemäuer der Glocke war verstummt. Aber auf den Straßen hatte fast gleichzeitig ein Rennen und Hasten begonnen. Gruppen von Männern standen beisammen. Sie ballten die Fäuste und drohten nach der Rue de Lanterre. Weiber standen heulend beieinander, hielten die Kinder auf den Armen und ließen die Köpfe verzagt zur Erde hängen. „Was gibt's?“ fragte Tirländier den Nachbar. „Die Deutschen kommen!“ schrien ihm zu gleicher Zeit ein paar von unten herauf. „Ist recht, laßt sie kommen! Haha!“ Sein Gesicht verzog sich zu einer häßlichen Frage. Es pochte. Auf sein Hinein! trat ein junger Bursche ein und legte schweigend ein Paketchen auf den Tisch.



Henry B. Jackson,
der neue Chef der britischen Konsulats.

teren Regung. Der Gottesdienst wird bald beginnen, es ist höchste Zeit!“

„Du hast etwas vor, das mir bange macht!“ sagte das Weib.

Er zuckte die Achseln. „Es ist Krieg“, sagte er.

Dann stieg er hinauf zur Bodenkammer, schloß sie von innen ab und zog aus einer Lade unter alten Kleidern und Decken sein Gewehr hervor. Prüfend spannte er den Hahn und probierte, ob er spielend in den Kapseln laufe. Nun legte er eine Leiter an das Dachfenster und hatte bald darauf das Dach erklettert. Von hier oben hatte man einen weiten Rundblick über die Felder, die die Stadt umgaben, bis hinaus an die bewaldeten Höhen.

Dort schien etwas im Sonnenschein zu spiegeln und zu

blitzen. — Er setzte das Fernglas an und spähte hindurch. Geschübe! Deutsche Geschübe!

Er konnte sie ganz deutlich erkennen. Und sie redten die Hälle mit den geöffneten Feuermäulern sämtlich nach der Stadt.

Tirländier stieß ein wildes Grunzen aus, wie ein wütender, stöhriger Stier. „Wo fieden denn die Hunde?“ knirschte er zwischen den Zähnen hindurch und suchte das Gelände ab.

Plötzlich verharrte er in seiner Stellung. Ganz weit da draußen troch etwas wie ein mächtiger, graugrüner Wurm über die Ebene.

Ja ja, das waren sie, die Allemagnes, die verfluchten Barbaren! Er hatte ja schon seit den ersten Kriegstagen genug von diesen Feldgrauen im Stadtanzeiger gelesen.

Er setzte das Glas wieder an. Mit scheinbarer langsamer Vorwärtsbewegung, aber unaufhalt-

sam und ohne Ende quoll der schuppig gepanzerte Leib dieses Riesenturmes aus den Wäldern hervor. Selten blühte einmal etwas Glänzendes in der Heerjähle auf, höchstens der Degen eines Offiziers oder die Instrumente der Regimentskapellen. Wie Fieber flog es dem Frantireur durch die Glieder. Er konnte den Blick nicht abwenden von diesem Wilde unerhörter Kraft und Schönheit. Er glaubte fast, den festen und gleichmäßigen Marschtritt der Kolonnen zu hören.

Und sie kamen näher. Voran eine starke Mianenpatrouille. Wie die Kerle oben saßen auf ihren Säulen! Mann und Pferd aus einem Guß! Und wie die flugen Tiere schen und prüfend den Kopf hoben und die Ohren spitzten! — Aber dann griffen sie weit aus. Die schweren Reiterjähle in der Faust, sprengten die Deutschen bis auf den Markt.

Es war nur eine Sicherheitspatrouille. — Nun aber brandete der Strom der Infanterie heran und verteilte sich in die



Prinz Luigi, Herzog der Abruzzen,
Bruder des Herzogs von Aosta, erhielt eine hohe Kommandostelle in der italienischen Marine.



Prinz Emanuele Filiberto, Herzog von Aosta,
ein Vetter des Königs. Viktor Emanuel, übernahm das Kommando einer italienischen Armee.



Schweizer Verteidigungswerte.

Zeitiger Schlupfgraben mit einmündendem Verbindungsgang in einen Stützpunkt.



Eroberter französischer Schützengraben.

Das Bild zeigt, wie oberflächlich die Franzosen ihre Gräben ausführten. 40 Meter gegenüber ist die ehemalige deutsche Stellung zu sehen, von deren gründlichem Ausbau die untenstehende Aufnahme ein Bild gibt.

Straßen und Plätze. — Selbst die Städtearten der Deutschen mußten von wunderbarer Genauigkeit sein! Als ob sie längst in diesen Mauern Bescheid wüßten, führten die Offiziere ihre Trupps nach den öffentlichen Gebäuden, wo sie Quartiere bezogen. Wenige Stunden später schon sah man die bärtigen Land-

wehrleute mit rauchenden Tabakspfeifen straßauf, straßab bummeln, das Gewehr lose am Riemen über die Achsel gehängt — ein Bild des Friedens.

Tirlandier hatte bis jetzt noch keinen Schuß getan. Er war sich wohl bewußt, daß gegen diese bewaffnete Macht nichts auszurichten war. Aber eben das steigerte seine

Wut. Er verharrte auf seinem Posten, bis die Dämmerung kam.

Da fiel plötzlich



Erzherzog Eugen,

der erste Generaloberst der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee. (Mit Text.)
Phot. W. A. S. a.

Schuß, der langhallend über die Dächer dahinrollte. Das verabredete Zeichen!

Die deutschen Landwehrmänner horchten mit ernsten Gesichtern auf und griffen zum Gewehr. Aber da prasselte und krachte es auch schon von allen Seiten auf sie herunter. Stellungen und Fenster spien einen tödlichen Hagel auf sie, und im nächsten Augenblicke wälzten sich schon einige in ihrem Blute auf der Straße.

Die Überfallenen wollten in den Türen der Häuser Schutz suchen, die waren aber alle abgeschlossen.

Tirlandier lachte und lud bereits zum dritten Male. Da unten stand ein breitschultriger Riese im Handgemenge mit drei, vier Bürgern.

Tirlandier zielte und zog ab. Da lag der

Bodenkammern fort. Weiber und Kinder wurden auf die Straßen getrieben und suchten schreiend das Weite. In den Wohnungen, die noch vor kurzem ein Bild des Friedens geboten hatten, lag zwischen zerstückten Polstern, Spiegelscherben und Möbeltrümmern der Vater mit durchschossenem Kopf oder von einem deutschen Bajonett zerstückt. Das pulvergeschwärzte Gewehr lag noch an seiner Seite und bewies, daß dem mörderischen Vaterlandsverteidiger bloß sein Recht geschehen war.

Tirlandier hatte man nicht überwältigen können. Er bedrohte jeden, der sich an der Dachkante zeigte, mit der Kugel. Zwei der braven Soldaten lagen schon tot in der Bodenkammer.

Er triumphierte bereits, als er hörte, wie die Deutschen abzogen. Er schob sich, auf dem Leibe kriechend, bis an den Man-

Deutsche auf dem Pfahle, aber sein brechendes Auge nahm den Franzosen auf dem Dache noch wahr und er lachte, zur Höhe emporsteigend, einem Kameraden zu: „Da... da...“

Die Sturmtrommeln rasselten ihr schreckliches Burrem — Burrem durch die Straßen.

Die Deutschen schlossen sich in Gruppen zusammen und ein furchtbares Schlachten begann. Mit Beilspiden wurden die Türen aufgebrochen. Die nicht nachgaben, bekamen eine Handgranate. Dann ging es die Treppen hinauf. Der Kampf setzte sich in Kellern, Zimmern und



Oberst v. Seidt,

Chef des Generalstabs der Armee Modens, erhielt den Orden Pour le Mérite. Hofphot. Ernst Sandau. (Mit Text.)



Deutsche Schützengrabentlinie, rechts Annäherungsgraben.

Auch im Schützengrabenausbau feiert die deutsche Gründlichkeit Triumphe, wie ein Vergleich dieses Bildes mit dem obenstehenden zeigt.

des Daches vor und spähte hinunter. — Es fielen noch immer vereinzelte Schüsse. Auch Tislandier zielte noch nach den Feldgrauen, die in sein Gesichtsfeld traten.

Da sah er, daß zwei Soldaten aus der Drogerie von Barrer an der Ecke ein Faß herbeigerollt brachten. Es enthielt Benzin. Sie hatten den Spund aufgeteilt und ließen die Flüssigkeit an den Häusern entlang auf die Straße fließen. Was hatten die fremden Teufel vor? Wollten sie ihn und seine Mitbürger ausräuchern, wie man einen Fuchs ausbrennt? Die Angst begann ihm plötzlich an die Kehle zu greifen. Seine Augen traten vor Grausen groß und starr aus dem Kopfe heraus.

Die Deutschen hatten sich jetzt zurückgezogen.

Da blühte es drüben an den Höhen auf. In hohem Bogen — einen langen, glühenden Kometenschweif hinter sich lassend — fuhr eine feuerprühende Eisenwalze über den Himmel hinweg, stürzte sich brüllend in die Stadt nieder und zerbarst unter marterschütterndem Knall.

Eine Granate nach der andern sauste heran, und nun schlugen aus den Trümmern die Flammen hoch auf zum Himmel empor.

Tierlandier hörte das Splittern der Balken unter sich. Schwarzer Rauch quoll aus den Rissen der Mauer um ihn her auf. Da warf er seine Flinte weg und kletterte an den Zieraten der Vorderfront hinab auf die Straße. — Er flog durch den Höllenpöttelet, ließ aber einer deutschen Patronille in die Hände.

Ein Korporal erkannte in ihm den Franktireur, der ihm zwei seiner Leute erschossen hatte, und nach kurzem Verhöre empfing er die Kugel, die ihm den Rachedurst stillte und das Raubtierblut kühlte.

Wenige Stunden später war die Stadt ein wüster Trümmerhaufen und schickte ihre Rauchsäulen zum nächtlichen Himmel auf, als ein Denkzeichen bestraften Mordmordes.

Wiedergefunden!

Kriegsschicksal zweier Brüder. Dargestellt von Kurt Schwarzbürger.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten beide die Schule besucht, Egon und Hans, und beide waren sie ihrer Eltern und Geschwister Stolz und Freude. — Egon war nach dem Abiturium ins Ausland gegangen und wollte ab Oktober 1914 als Einjährig-Freiwilliger dienen. Er kam jedoch in den ersten Augusttagen glücklich nach Hause und meldete sich sofort bei seinem Wahlregiment 106. Leipzig kriegsfreiwillig.

Hans trat ein Jahr früher bei einem Feldartillerieregiment ein, um Karriere zu machen. Er kam infolgedessen sofort ins Feld und wurde während des kühnen Vorstoßes des weitsehenden Heerführers von Hausen bei Lamey verwundet. Seinen Eltern schrieb er davon nichts als die Freudenbotschaft: „Bin auf dem Weg ins liebe Heimatland.“

Dann schrieb er aus Holzminden: „Obgleich ich aus vier Wunden blute, befinde ich mich wohl im Hause des Herrn Dr. med. B. Angstigt euch nicht um mich! Ich hoffe, mich in vier Wochen bei den Franzosen mit einem Gruß aus meiner Kanone (er war Richtkanonier) bedanken zu können.“

Das war Ende August ... In einem längeren Schreiben teilte er dann den Lieben mit, wie er verwundet wurde: Während Kameraden Schrapnells zu seinem Geschütz trugen, wurden sie von einem französischen Geschöß getroffen. Ein furchtbarer Knall! Hans wurde ausgehoben und in den Sand geschleudert. Er stand auf und merkte infolge einer seltsamen Wärme an seiner linken Körperseite, daß er verwundet war — vom eigenen Geschöß. Denn die herbeigutragenden Schrapnells waren ebenfalls getroffen worden, explodiert und hatten großen Schaden angerichtet. Da sein Geschütz noch unverfehrt stand, ließ er sich von einem Unteroffizier rasch und oberflächlich verbinden und kämpfte wader weiter. Das war ebenso nötig, wie gefährlich. Denn sie standen auf einem französischen Artillerieschießplatz und einer bedeutenden Übermacht gegenüber, die gut schoß. Nach fünfeinhalb Stunden wurde er ohnmächtig und erwachte erst wieder, als er in einem belgischen Lazarett lag. Vier Schrapnellkugeln hatten ihn getroffen, eine am Oberarm, zwei in der Hüfte, eine im Oberschenkel ... Gott sei Dank: nur Fleischwunden! Eine Kugel fand er in seinem Stiefel, sie war durch Schaft, Hose und Strumpf gegangen und hatte dann ihre Kraft verloren, eine hatte die rechte Wade gestreift und eine war durch den Helm gegangen, um ihm die Haare zu lammern. — Fürwahr: reichlich genug!

Im September kam er nach Leipzig ins Lazarett, nistete sich jedoch bei Verwandten ein und genoss ein freies Leben; da seine Wunden nach Entfernung der vier Kugeln rasch heilten, kam er nur täglich zum Verbinden. In Leipzig traf er mit dem älteren Bruder zusammen und sie ließen sich photographieren, beide seldgrau, Hand in Hand, Auge in Auge.

Als der Vater das Bild sah, sagte er schweren Herzens und mit entschärftem Gesicht: Das sieht aus wie Abschiednehmen ... das bedeutet Abschied! Und eine drückende Sorge umklammerte sein Herz und nahm ihm den Frieden.

Mitte Oktober kam Egon ins Feld und Ende Oktober schrieb er aus den Schützengräben bei Ypern: Unser stolzes Regiment hat schon ungeheure Verluste gehabt und ist arg zusammengeschmolzen ... Diese Meldung legte sich wie ein Alp auf die Herzen der Lieben in der Heimat, und eine eigenartige Unruhe störte den häuslichen Frieden.

Um so heißere Gebete für Egon drangen täglich gen Himmel; denn trotz seiner einundzwanzig Lebensjahre war er so unberührt vom Leben, daß man in ihm einen Menschen erblickte, der zu etwas ganz Besonderem berufen sei. Er hatte übrigens schon als Kind und als Schüler glänzende Charaktereigenschaften offenbart.

Wie versprochen, schrieb er den Eltern, so oft sich ihm Gelegenheit bot. Das geschah jedoch unregelmäßig. Mitte November schrieb er einen sehr schönen, umfänglichen Brief und legte ihm außerdem einige an Freunde und Bekannte im Auslande bei.

Dann kam den ganzen November keine Nachricht von ihm, in den Zeitungen stand jedoch, daß sich die neuen Regimenter in den Schützengräben an Ausdauer und Mut besonders auszeichneten.

Nun, sagte der Vater, da hat Egon keine Zeit, an uns zu schreiben ... Die Mutter aber wuschte während ihrer stillen Abendgebete manche heiße Träne von den Wangen: Wenn sie von der Not und den Entbehrungen im Schützengraben gelesen hatte, da zerwühlte der Gedanke ihr Herz: Dem Egon, dem Ältesten und Bester leidet alles das mit!

Ende November schrieb Hans: „Hurra! in einigen Tagen geht's wieder ran an den Feind. Gnade Gott den Franzosen und dem englischen Söldnerheer!“

Das Interesse für Hans hatte erklärlicherweise nachgelassen. Jetzt erwachte es von neuem, gesteigert durch eine unsagbare Angst um Egon, der nun allzu lange auf eine Mitteilung warten ließ.

Es vergingen drei lange Tage vom Dezember und endlich, endlich am vierten kam eine Feldpostkarte!

Was? ... nicht Egons Handschrift? ... unterzeichnet: Feldwebel der 2. Komp. ... „Zu meinem tiefsten Bedauern muß ich Ihnen die schmerzliche Nachricht übermitteln, daß Ihr Heldensohn Egon am 19. 11. 1914 ...“ weiter konnte die Mutter nicht lesen, sie ahnte alles und brach, von dem ungeheuren Schmerz um ihren Besten überwältigt, zusammen. Sie war vollkommen außer Fassung.

Der Vater wurde telephonisch nach Hause gebeten. Er verstand den grenzenlosen Schmerz, aber ihm war er nicht neu.

„Mutter,“ sagte er, „als zur Mobilmachung die Gloden klangen, da trat der feste Gedanke in mein Herz: hier mußt du Opfer bringen. Vetet für Egon! Er starb als Held fürs Vaterland, und für mich ist er nicht gestorben, nie und nimmer.“

Dann nahm er die Karte zur Hand und las: ... und ist im Lazarett am 21. gestorben ... Was? das ist doch sein zweiundzwanzigster Geburtstag?! ... und hat unsere Karte nicht bekommen!

Am 5. Dezember kam ein Brief von Hans: „Auf der Fahrt ins Feindesland, bin einer Munitionskolonnen zugeteilt, komme nach Ypern und hoffe in wenigen Tagen meinen Helden-Egon in brüderlicher Liebe umarmen zu können ...“

Mutters Herz zerriß weiter und konnte keinen Trost finden und keine Ruhe.

Erst zwei Tage vor Weihnachten kam wieder Post von Hans, jetzt erst teilte er seine Adresse mit und ein Erlebnis, das in seiner tragischen Wucht wohl kaum ein Dichter hätte ersinnen können:

Er war bei einer Infanterie-Munitionskolonnen und hatte den Verkehr nach den Schützengräben zu versorgen, rückwärts verwundete ins Lazarett zu tragen. Da hatte er eines Sonntags morgens vier Stunden frei, und weil schönes Wetter war, entschloß er sich, auf den Friedhof zu gehen, wo die im Lazarett Verschiedenen begraben liegen. Da fällt ihm eine Reihe von fünf Heldengräbern besonders auf, immergrünbepflanzt, mit weißen Holzkreuzen geschmückt. Er liest:

1. Kreuz ... Gefreiter P ...

2. Kreuz ... Soldat S ...

3. Kreuz ... Einjährig-Kriegsfreiw. Egon ...

† 21. 11. 1914.

Hans las zunächst nur den Namen und lachte: so ein putziger Zufall, der Kamerad heißt ja gerade wie mein Bruder. Dann sah er genau hin: Einjährig-Kriegsfreiwilliger? Sollte es wirklich zwei so vollkommen gleiche Menschen geben?

Im Lauschnitz eilte er ins Bureau des Lazaretts, um sich zu erkundigen. Hastig klopfte sein Herz, die Gedanken enteilt ihm; denn das Schreckliche mochte er nicht glauben und an den Zufall eines Doppelgängers auch nicht.

Da brachte ihm der Kamerad Wyr und Notzbuch — seines Bruders ... Egons, den er in brüderlicher Liebe zu umarmen gedachte ... Er schlich hinaus, trampfhaft des Heldenbruders heilige Andenken, die letzten, umfassend.

Am Grab draußen sank er in die Knie und betete ein Vater-unser so innig und heiß wie noch nie ... Und als er gerade an die Eltern denken mußte, die unendlich schwer heimgefuhrten, da kam er an die Bitte: Dein Wille geschehe! und jetzt erst verstand er unter der erdrückenden Wucht dieses Schicksals, welche Gedanken, die jenen zur Anerkennung Gottes zwingen, der sie betet und der weiß, was er damit ausspricht, welche Gedanken in dieser Bitte verborgen liegen ...

Dann schrieb er an die Eltern, daß er Egons Grab gefunden, daß er an ihm gebetet habe und es in guter Pflege wisse.

Den Lieben daheim war die Mitteilung ihres lebenden Helden äußerst frostreich: Sie wissen, wo Egons Sterbliches ruht, und nach dem Weltkrieg können sie an seine Ruhestätte pilgern ...

Und am letzten Tage 1914 empfingen sie noch einen Brief von Hans — mit einem Bilde von Egons Heldengrab. Ein Oberstabsarzt hatte es aufgenommen und Hans als Trost für die Eltern geschenkt.

Gott schlägt Wunden ... aber er tröstet auch ...

Verirrte Katzen.

Bekanntlich ist es keine Seltenheit, daß Katzen „sich verlaufen“. Da irrt dann so ein armes Tier umher, vom Hunger gepeinigt, ausgefetzt der Verfolgung durch Hunde und hier und dort leider auch durch gedankenlose rohe Menschen. Wie es dem heimatlosen Tier aber erst innerlich zumute ist, davon geben uns die Magelnde Kunde, die ihm sein Heimweh und seine Verlassenheit aussprechen. Die in diesem Zustand begreifliche Ängstlichkeit und Schen des Tiers gegenüber fremden Menschen verschlimmert seine Lage. Wohl ihm, wenn es Hunger oder Zufall endlich doch noch in ein Haus führen, wo es für die Dauer aufgenommen wird. Es wird auch immer mehr einsichtige und warmherzige Menschen geben, die einem solchen Tier, wenn sie es nicht aufnehmen können, wenigstens einen Teller Milch oder sonstiges Futter bereitstellen, sei es innerhalb ihrer Wohnung oder im Freien, damit das Tier sich wieder etwas erholen und stärken kann für seine weitere Wanderschaft und Suche nach einer dauernden Unterkunft. Nicht selten aber nehmen solche verirrte Katzen ein klägliches Ende in irgendeinem Winkel oder fallen in ihrer Entkräftung verfolgenden Hunden zur Beute.

Siehe sich nicht all dem besser vorbeugen, als es bis jetzt noch geschieht, gibt es nicht Mittel und Wege, eine Katze derart an Haus und Familie zu gewöhnen, daß ein Sichverlaufen derselben so gut wie ausgeschlossen ist? Gewiß gibt es solche Mittel; und es liegt meistens die Schuld an den Katzenbesitzern, wenn sich ihre Tiere verlaufen. — Zwei Gründe sind es vor allem, aus denen Katzen sich verirren. Entweder treibt sie das Heimweh fort auf die Suche nach ihrem früheren Herrn oder Haus, was namentlich bei älteren Tieren vorkommt; oder es vermögen die Tiere, wenn sie aus irgendeinem Grunde ins Freie geraten, ihr Haus nicht wiederzufinden, was leicht jungen Katzen begegnet.

Es darf deshalb älteren Tieren so lange nicht freier Lauf gelassen werden, bis man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie sich an ihren neuen Herrn und an die neue Wohnung so hinreichend gewöhnt haben, daß sie das Heimweh nicht mehr fortreibt. Dies kann mehrere Wochen dauern. Noch junge Katzen aber, die sich schon angewöhnt haben, muß man noch länger eingeschlossen halten. Je länger dies ausführbar ist, um so besser. Gut ist es im übrigen, wenn man diese jungen Katzen bei ihren ersten Erkundungsgängen in der nächsten Umgebung im Auge behält. Damit aber die Tiere nicht unversehens ihrem Verschlusse entkommen, halte man sie womöglich in einem solchen Räume, der seltener begangen wird. Auch wird das Angewöhnen häufig erleichtert, wenn man das Tier in den ersten Tagen möglichst sich selbst überläßt. Namentlich müssen auch kleinere Kinder in der ersten Zeit des Angewöhnens dem Tier möglichst fern gehalten werden.

Diese Absperzung von der Außenwelt ist besonders sorgfältig durchzuführen solchen Katzen gegenüber, die wahrscheinlich längere Zeit herrenlos umherzogen und sich ans Umherschweifen gewöhnt haben, ferner solchen Katzen gegenüber, die vom Land in die Stadt versetzt werden. Solche Landkatzen, denen die neue Umgebung begreiflich besonders unbehaglich ist, suchen deshalb mit verstärktem Drange in ihre frühere Lage zurückzukehren, weshalb es immer eine gewagte Sache ist, ein älteres Tier in die Stadt zu verpflanzen.

Auch der Wohnungswechsel ist häufig ein Anlaß, daß Katzen sich verlaufen. Die Tiere werden durch einen Umzug, namentlich wenn sie dabei mit der Bahn befördert werden, meist dermaßen verschreckt, daß sie völlig den Kopf verlieren. So sehr wir also

bei einem Umzug anderweitig zu denken und zu tun haben — unserem lebenden Inventar, unserer Haustiere, sollten wir dabei ebenfalls die genügende Sorgfalt und Aufmerksamkeit zukommen lassen. Man halte also namentlich das Tier in einem vom Umzug möglichst wenig berührten Raum der neuen Wohnung mehrere Tage lang — lieber zu lang als zu kurz — sorgfältig eingesperrt.

Leider kommt es auch vor, daß Katzen von ihren Besitzern kurzerhand auf die Straße gesetzt werden, wenn sie ihnen un bequem werden. Dazu gehört freilich ein besonderer Grad von Gefühllosigkeit. Denn es finden sich in der Regel bei einigem Nachfragen Leute, die ein gesundes Tier aufzunehmen bereit sind. — Besonders traurig ist die Lage solcher heimatlosen Katzen, die mit einer Krankheit behaftet, zum Beispiel von der Räude angesteckt sind. Solche räudekranken Tiere sind nicht unheilbar, wie man vielfach glaubt; vielmehr hilft häufig schon ein bloßes Bestreichen der erkrankten Stellen der Haut mit Speiseöl, mehrere Wochen lang und an jedem dritten Tag; in schwierigen Fällen helfen oft Apotheker oder Tierarzt. — Alle Achtung vor jenem Offizier, der eine solche kranke Katze, die sich vor verfolgenden Hunden ängstlich in einen Hauswinkel drückte, durch seinen Vur-schen aufnehmen ließ und weiter für dieselbe sorgte!

Das Einsperren der Katzen zum Zweck des Angewöhnens bereitet freilich Unannehmlichkeiten, wenn dieselben nicht stubenrein sind. Doch muß man mit dem Tier in dieser Übergangszeit eben Geduld haben. — Von Wichtigkeit ist es auch, daß den Katzen regeln, die ein gutes Angewöhnen einer Katze bezwecken, nicht durch ungeeignetes Verhalten von Diensthofen entgegengewirkt werde. Ein gutes Wort und unter Umständen eine kleine Extravergütung werden in dieser Richtung nicht ohne Wirkung bleiben.

Wer bedenkt, wie nachlässig die Leute oft sind, bei der Angewöhnung von Katzen und welchen Leiden und Gefahren diese dann ausgefetzt sind, wenn sie ihren früheren Herrn suchen und sich dabei verlaufen, wird als Tierfreund auch sich zu fragen haben, ob er recht daran tue, leichtsin ein solches Tier fremden Händen zu überantworten, namentlich wenn es sich um einen unerheblichen oder zu beseitigenden Mangel handelt.

Wir haben es also als Katzenbesitzer in der Hand, durch Sorgfalt und Geduld dem Sichverlaufen des Tieres mit größter Aussicht auf Erfolg vorzubeugen; der Tierfreund aber, der sich eines tatsächlich verlaufenen Tiers nach Möglichkeit annimmt, wird seines innern Lohnes nicht verlustig gehen, vollends wenn es sich um ein unansehnliches oder krankes Tier handelt und das Mit-leid widerstrebende Gefühle siegreich überwindet.

Gustav Simon.

Fürs Haus

Morgenkleid.

Eigentlich bin ich ein Feind jedes „Morgenrodes“! Es gibt aber Zeiten, wo ein solches warmes Hauskleid einem doch gute Dienste leistet. Ich z. B. trage es in der ersten Morgenstunde, um mit meinen Kindern,

die sehr früh zur Schule müssen, „angezogen“ das erste Frühstück einzunehmen. Muster, Schnitt und Beschreibung eines solchen Gewandes möchte ich meinen Mitleserinnen heute bringen; das Kimono-Kleid ist sehr einfach und mit ganz geringen Kosten herzustellen. Für eine bünnetle Dame ist orangefarbener Flaumstoff mit schwarzem



Seidengürtel und Besatzstreifen und schwarzer Wollstiderei sehr fleißig, Blondinen tragen lila mit grün oder Grün mit lila Stiderei. Man schneidet zuerst die Kimonoform zu, zeichnet das Muster auf und füllt es in grober Berliner Wolle, eine hübsche, schnelfördernde Arbeit, die auch alte Damen oder solche mit schwachen Augen ausführen können. Nun

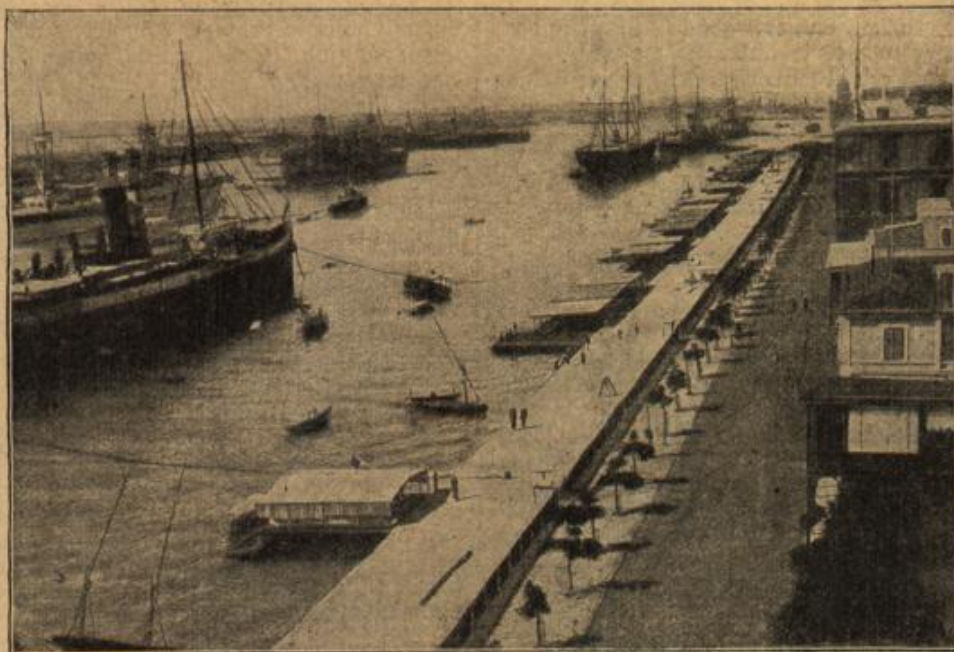
...set man die Besatzstreifen aus Seide oder Satin auf, fängt die Seiten-
nähte aneinander und macht den unteren Saum. Vorderabschluss mit Druck-
knöpfen. Ein Seidengürtel mit großer Kinnorndenschleife macht das
Korsett elegant, sonst genügt eine passende Wollschürze.

Unsere Bilder

Erzherzog Eugen von Österreich, wurde zum Oberkommandanten
der österreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen Italien ernannt. Er ist
ein Enkel des Siegers von Aspern und ein Neffe des Siegers von Custozza
und genießt in der Armee
höchstes Vertrauen und
begeisterte Verehrung.
Bis 1912 bekleidete er das
verantwortungsvolle Amt
des Generaltruppenin-
spektor und Landesvertei-
digungs- und Oberkomman-
danten für Tirol und Vor-
arlberg, ist also mit den
Grenzgebieten besonders
vertraut. Im Feldzuge
gegen Serbien wurde er
seinerzeit an Stelle des
zurückgetretenen Gene-
rals Potiorek mit dem
Oberkommando betraut.

Oberst v. Seckl. In
knapp vierzehn Tagen hat-
te die Armee Madenien
ihre Offensive von Gorlice
bis Jaroslau vorgetragen,
und unter den Augen des
Kaisers, der im Kraftwa-
gen zu seinen Truppen
vorgelassen war, wurde in
heldenmütigem Ansturm
der Übergang über den
San erzwungen. Aus die-
sem Anlaß erhielt der Ge-
neralstabschef der ruhm-
reichen 11. Armee, Oberst
v. Seckl, vom Kaiser den Orden Pour le Mérite, während der Armeeführer
Generaloberst v. Madenien schon kurz zuvor mit dem Stern der Groß-
komture und dem Großkreuz des königlichen Hausordens von Hohen-
zollern mit Schwertern ausgezeichnet worden war.

Der Suezkanal. Man darf sagen, daß der Suezkanal das ganze süd-
liche und östliche Asien wirtschaftlich neu belebt und dem westeuropäischen
Wirtschaftsleben angefügt hat, wie es die Hoffnung seines Erbauers, des
Franzosen de Lesseps, gewesen ist. Im Anschluß daran hat er die Nationen
des Ostens aber auch politisch aufgerüttelt. Was nun die Kanalanlage
selbst betrifft, so ist dieselbe nach dem Plane einer im Jahre 1855 berufenen
internationalen Kommission von dem bekannten französischen Ingenieur
Lesseps ausgeführt. Als Ausgangspunkte auf der nördlichen und südlichen
Seite wurden Port Said und Suez genommen und dabei die Bitterseen,
der Timsahsee und nach Durchschneidung des niedrigen Plateaus von
El-Ghuier auch der Balahsee mit in den Bereich des künstlichen Wasser-
weges gezogen. Die Tiefe des Kanalbettes setzte man zu 8 Meter an und
gab ihm eine Breite von 60 bis 100, im Durchschnitt aber von 80 Meter.
Die Baukosten betrugen nicht weniger als 341 600 000 Mark. Die feier-
liche Eröffnung des Kanals fand am 16. November 1869 statt.



Im Hafen von Port Said. (Mit Text.)

Kartoffelsalat wird verfeinert, wenn man die gekochten Kartoffeln
reibt, mit Öl, Essig, Salz, Pfeffer und etwas Schleimsuppe anmacht und
hartgekochte, feingehackte
Eier, sowie feingeschnit-
tene Roterüben oder Sel-
lerie darunter mischt.

**Durch das Klären des
Honigs an der Sonne**
oder im Wasserbade bil-
det sich an der Oberfläche
weißlichgelber Schaum,
der hauptsächlich aus klei-
nen Pollen und Wachs-
teilchen besteht. Mittels
hölzernen Löffels nimmt
man ihn ab und gibt ihn
den Vienen als Futter,
die sich sofort sehr eifrig
darüber hermachen.

Eine Arbeit, die nicht
verärgert werden darf, ist
das Anbinden der Ver-
edelungsstriebe an den
ungepflanzten Obstbäu-
men. Sie brechen leicht
vom Winde.

Am Schnittlauch auch
im Winter vorrätig zu
haben, schneidet man ihn
fein, vermischt ihn mit
etwas Salz, drückt ihn
fest in einen verschließ-
baren Topf ein und be-
wahrt ihn im Keller auf.

Sollen von Tomaten Samen gezogen werden, so muß man zu
diesem Zweck recht kräftige Pflanzen mit dickem Wurzelhals auswählen.

Erdbbeerland muß vor der im August vorzunehmenden Anpflanzung
etwa 40 Zentimeter tief rigolt werden. — Gedüngt wird mit Kuhmist.

Vienenzucht: Werden am Aufzuchtstische junge, kräftige,
hastige Vienen beobachtet, so beherbergt der Stod Motten,
die der jungen Brut die Flügel abgenagt haben. Da heißt
es fleißig Ausschau nach den Schmarotzern halten. Entdecken
wir Waben mit Wachsmaden, so müssen diese sofort aus-
gehängt werden. Es genügt nicht, die zu Gesicht gekommene Made oder
Puppe einfach zu töten. Die Wabe muß gut ausgepöpselt werden, weil wir
nicht wissen können, ob sich nicht eine Menge Eier in den Zellen befindet.

Aufzucht.

Re	ma
gen	ger

Büchertartenrätzel.

FRED SCHIBOWAS

Suche durch Umstellen der Buchstaben
den Wohnort des Mannes.

8. Rätsel u. M. Jossag.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:

Nr. 122. 1) T b 3—b 5 etc.
Nr. 123. 1) D g 5—e 7 etc. Die
schwarze Dame kann sechsmal Schach bieten.

Nichtige Lösungen:

Nr. 122. Von G. L. Rittmayer in
Frankfurt.
Nr. 123. Von G. Mann in Konstanz.
Nr. 124. Von G. Mann in Konstanz.
Nr. 125. Von R. Gannold in Ritten-
berg a. M.
Chr. Kamm in Schweinfurt.
Nr. 126. Von R. Gannold in Ritten-
berg a. M.
Nr. 127. Von R. Gannold in Ritten-
berg a. M.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels Motto: Jede. — Des Rätsels Rätsel: Große Menschen sind stolz.
Seine eitel. — Des Rätsels Rätsel: Stimme, Stimme.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Der beste Beweis. Luise: „Sie hat gar keinen Appetit, nicht wahr?“
— Julia: „Ja, denke dir nur, sie hat nicht einmal Appetit auf das, was
der Doktor ihr verboten hat!“

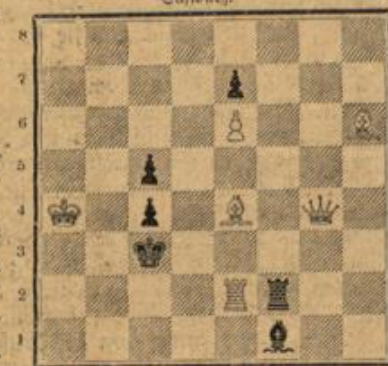
Zenter im Hirtenstande. Hirten, die beim Hüten ihrer Herde die
Naturkunde durch Entdeckungen bereichern, mögen zwar ebenso selten sein,
als die, welche Pieder wie Theokrits, Virgils und Gessners Schäfer singen.
Und doch gibt es auch solche. Der Hirte Melampus bemerkte, daß seinen
Ziegen die schwarze Wieswurz als Abführmittel diene, und so wurde ein
neues Heilmittel gefunden, das noch jetzt gebraucht wird. — Ein arabischer
Ziegenhirt bemerkte, daß seine Herden auf den Genuß der Kaffeebohnen
munter wurden; und von da an lernten die Araber, wie erst seit 1644
die Europäer, Kaffee trinken.

Wie du mir, so ich dir. Charlotte Wolter, die ausgezeichnete Schau-
spielerin, besaß einen vierfüßigen Liebling, eine Kage, auf die sie wegen
ihrer Schönheit, Klugheit und Wohlerzogenheit sehr stolz war. Allerdings
konnte doch die feinste Erziehung die natürlichen Instinkte des Tieres nicht
ganz ausrotten, und so ereignete es sich denn eines Tages, daß der zahme
Kanarienvogel einer Nachbarin ihr zum Opfer fiel. Die vornehme Besitzerin
des verpöbsten kleinen Sängers war außer sich vor Kummer und Enttäuschung,
setzte sich unverzüglich und schrieb eine geharnischte Epistel an die Kagen-
mutter. Um ihre Strafpredigt desto eindringlicher zu machen, unterzeichnet
sie sie mit ihrem vollen pompösen Titel: Marianne, Prinzessin von A. Die
liebenswürdige und geniale Schauspielerin, die durch Heirat selbst eine vor-
nehme Dame war, eine Gräfin O'Sullivan, war nun so leicht nicht einzu-
schüchtern. Sie schrieb am nächsten Morgen eine Karte an die hochmütige

Homonym.
Mit dem Wunde tut man's, mit den Händen,
Eier Wagnist, und dort Leb zu wenden.
Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 134.

Von Adolf Stei!
Mährischer Heusche Knechten, 1903.
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.